Abonnement für Stettin monatlich 50 Pfennige, mit Trägerlohn 70 Pfennige, auf der Post vierteljährlich 2 Mark, mit Landbriefträgergeld 2 Mark 50 Pfennige.

Inserate: Die 4gespaltene Petitzeile 15 Pfennige.
Stettin, Kirchplatz Nr. 3.
Redaktion, Druck und Verlag von R. Graßmann, Sprechstunden nur von 12—1 Uhr.

Stettiner Zeitung.

Morgen-Ausgabe. Donnerstag, den 12. Juli 1883. Nr. 318.

Deutschland.

Berlin, 11. Juli. Zur Frage der Quarantäne-Maßregeln an der deutschen Küste bringt die „Weser-Ztg." hinsichtlich des in Bremen Geschehenen folgende Mittheilung:

Im vorigen Winter wurden vom Bundesrathe in Form einer Verordnung die Grundsätze zusammengestellt, welche für die gesundheitliche Kontrolle der einen deutschen Hafen anlaufenden Seeschiffe maßgebend werden sollten. Die Uferstaaten wurden ersucht, die Verordnung für ihr Staatsgebiet in Kraft zu setzen. Das Verordnungsschema, dasselbe, welches jetzt von Preußen publizirt ist, enthält wesentlich nur eine von den anlaufenden Schiffen selbst zu beachtende Bestimmung, die Vorschrift nämlich, erforderlichen Falls unter Quarantäneflagge einzulaufen. Alle anderen Bestimmungen sind Vorschriften für die mit Handhabung der Quarantäne zu betrauenden Hafenbehörden, die unter gewissen Umständen freie Praktika ertheilen, unter anderen Umständen nach Lage der Sache ärztliche Visitation, Quarantäne und Desinfektion anzuordnen haben. Bremen machte bereits im März dieses Jahres darauf aufmerksam, daß zugleich mit dem Erlaß der Verordnung die in Betracht kommenden Behörden festgestellt und mit den nöthigen Einrichtungen (Isolirhäusern, Böten, Arzt, Anruderer, Flaggen 2c.) versehen sein müßten, — ferner aber darauf, daß für die Weser mit ihren zu drei Staaten gehörenden Rheden und Häfen nur dann überhaupt mit Erfolg vorgegangen werden könne, wenn durch einheitliche Quarantänevorschriften und -Einrichtungen, sowie durch gleichmäßige Strafbestimmungen die genaue und gleichmäßige Beachtung und Behandlung aller Weserschiffe gesichert sei. Indem es die nöthigen Vereinbarungen der drei Uferstaaten anregte, erklärte es sich selbstverständlich zum Erlaß der Verordnung sofort bereit. Die Vereinbarungen sind — nicht durch Schuld von Bremen — bis jetzt nicht zu Stande gekommen. Inzwischen trat die Cholerafrage in den Vordergrund. Ihr gegenüber hat Preußen die Verordnung publizirt, in der, wie gesagt, die für die Abwehr erforderlichen Maßnahmen zusammengefaßt sind. Bremen hat diese Maßregeln selbst ohne Verzug durch Instruktion seiner Hafenbehörde in Kraft gesetzt. So existirt denn schon seit mehreren Tagen in Bremerhaven (und zwar in Folge zweckmäßiger Beredung mit den preußischen und oldenburgischen Aemtern nicht nur für Bremerhaven und Bremen, sondern für die ganze Weser) eine Quarantänebehörde, die mit allem Erforderlichen ausgerüstet die sämmtlichen in der Verordnung zusammengestellten Maßregeln praktisch ausführt — jedes Schiff, das aus verdächtigen Häfen anlangt, ärztlich untersucht, für alle Kranken und zu Beobachtenden Arzt, Hospital und Pflege, für alle der Desinfektion bedürfenden Güter und Waaren die nöthigen Anstalten und Vorrichtungen besitzt. Mit anderen Worten: Die Weserquarantäne ist durch Bremens Initiative in Wirksamkeit, wie sie im Laufe des letzten Jahrzehnts bei verschiedenen Veranlassungen in gleicher Weise mit Erfolg in Wirksamkeit gewesen ist. Der Erlaß der Verordnung, der diese Maßregel weder verstärken noch abschwächen kann, wird erfolgen, sobald durch die nunmehr ohne Zweifel in nächster Zeit in Aussicht stehenden Vereinbarungen der Uferstaaten die provisorischen Bremerhavener Quarantäne-Einrichtungen durch eine definitiv gemeinsame Weser-Quarantäneanstalt ersetzt sind. Ohne solche Anstalt steht die Verordnung auf dem Papiere, während der formelle Erlaß derselben, wie das eben der jetzige Zustand beweist, für die Einrichtung strengster Quarantänemaßregeln keine materielle Bedeutung hat.

— Das „W. Fr.-Bl." schließt einen längeren Artikel über die kirchenpolitischen Streitfragen wie folgt:

Die Kurie selbst hat in der gegenwärtigen Komplikation eine Taktik eingeschlagen, welche der hochgerühmten Weisheit Leo's XIII. keinen neuen Glanz verleiht. In einer Note, welche Staatssekretär Jacobini nach der Annahme der kirchlichen Vorlagen durch den preußischen Landtag abgehen ließ, wird mit einer ausgesuchten Höflichkeit, die in gewissen Situationen weit verletzender wirken kann, als ein ehrlich grobes Wort, die Unzulänglichkeit der preußischen Zugeständnisse und die Erwartung ausgesprochen, daß auf diese Abschlagszahlung noch weit umfassendere folgen müssen, bevor sich die Kurie nicht sowohl zum Friedensschlusse, als überhaupt nur zur ernstlichen Behandlung der Friedenspräliminarien bequemen könne. Auf diese Note ist nun eine Erklärung der „Nordd. Allgem. Ztg." gefolgt, die, offenbar von sehr maßgebender Stelle herrührend, als eine gerade nicht mit diplomatischer Kourtoisie durchwürzte Entgegnung auf die gleißnerischen Ausführungen des päpstlichen Staatssekretärs angesehen werden muß. Man hat nicht häufig zu den gewöhnlichen Sozialdemokraten, Fortschrittlern oder Nationalliberalen in solchem Lapidarstyl gesprochen, wie dieses Mal zu den Eminenzen des Vatikans! die Note wird als ein eigenthümliches Modèle du genre in den Archiven des internationalen Ideenaustausches aufzubewahren sein. Immerhin aber besitzt sie einen zweifachen Werth; einmal bringt sie den Eindruck hervor, daß das Gefühl, dem sie entsprang, gegenüber den Flunkereien der Klerikalen ein wohlberechtigtes, wenn auch in der Form vielleicht allzustark accentuirtes war, und dann, daß man aus dieser Offenbarung in beiden Lagern des Kulturkampfes die Ueberzeugung gewinnen wird, daß der eiserne Kanzler noch nicht den geringsten Drang verspürt, die berüchtigte Reise nach Kanossa anzutreten. Wenn sie die Klerikalen noch bei Zeiten zur Mäßigung und zum versöhnlichen Einlenken mahnt, und auf der anderen Seite die an der Kirchenpolitik des Fürsten Bismarck zweifelnden und verzweifelnden Liberalen Deutschlands wieder mit Zuversicht und Vertrauen erfüllt, so wird die „Nordd. Allg. Ztg." durch ihre Kraftnote ein selten verdienstliches Werk vollbracht haben.

— Der dritte deutsche Glasertag wurde gestern Mittag mit einer kurzen Ansprache durch den Vorsitzenden Herrn Caspar-Berlin geschlossen. Die Mehrzahl der Vorlagen der Tagesordnung wurden entweder Kommissionen oder dem Vorstande zur Erledigung und event. Ausführung überwiesen. Mit dem Kongresse selbst war zugleich eine Ausstellung in der Glasmalerei, Schneiderei, Glas-Jalousien-Fabrikation, Diamantfassung und Goldleistenfabrikation verbunden. Als Ort für den IV. deutschen Glasertag, der am 4. Juli 1884 stattfinden soll, wurde Gera bestimmt und als Vorsitzender des deutschen Glaser-Verbandes Herr Caspar-Berlin erwählt.

— Die nächste der noch vorzunehmenden Ersatzwahlen zum Reichstag findet am 20. Juli in Kiel-Rendsburg für den seines Mandats verlustig erklärten Herrn Hänel statt. Fortschrittliche Blätter sind nicht ganz ohne Sorge über die Wiederwahl Hänels, indem sie auf das Anwachsen der Sozialdemokratie in den Städten und andererseits auf die wegen der Erntearbeiten zu erwartende geringe Betheiligung der liberalen ländlichen Wähler hinweisen. Indessen ist Herr Hänel vor zwei Jahren mit so großer Mehrheit (11,088 fortschrittliche gegen 3465 deutsch-konservative und 4725 sozialdemokratische Stimmen) gewählt worden, daß eine Niederlage wenig wahrscheinlich ist. Die beiden Parteien, welche ihm im Jahre 1881 das Mandat streitig machten, werden auch jetzt wieder in den Wahlkampf eintreten. Am 6. August folgt dann die Wahl in Wiesbaden für Schulze-Delitzsch. Auch dort ist der Sieg des fortschrittlichen Kandidaten sehr wahrscheinlich, weil ein gemäßigt-liberaler Kandidat nicht aufgestellt werden wird.

— Der Finanzminister hat mittelst Zirkularverfügung die Provinzialsteuerbehörden davon in Kenntniß gesetzt, daß von nun an zu Verträgen zwischen den Staatsbehörden und Gewerbtreibenden über Lieferungen nur ein Stempel von 1,50 Mk. in der darstellbaren Hälfte von 1 Mk. zu verwenden ist. Damit ist die Ursache vieler prozessualischer Streitigkeiten beseitigt. Staatlicherseits war in Uebereinstimmung mit wiederholten Entscheidungen des vormaligen Obertribunals daran festgehalten worden, daß die Vorschrift der Allerhöchsten Kabinetsordre vom 30. April 1847, wonach die im kaufmännischen Verkehr abgeschlossenen Kauf- und Lieferungsverträge über bewegliche Gegenstände einem Stempel von höchstens 1,50 Mk. unterliegen, nur dann Anwendung finde, wenn der Verkäufer oder Besteller den Vertrag in der Absicht demnächstiger Wiederveräußerung der Waare abgeschlossen hat. Dagegen hat das Reichsgericht in wiederholten Entscheidungen sich dahin ausgesprochen, daß als ein im kaufmännischen Verkehr abgeschlossenes kaufmännisches Lieferungsgeschäft jede von einem Kaufmann vorgenommene Veräußerung der nach seinem Geschäft zur Veräußerung bestimmten Waaren zu verstehen sei, gleichviel ob der Käufer oder Besteller die Waare weiter zu verkaufen beabsichtigt oder nicht. Entsprechend diesen Entscheidungen des Reichsgerichts hat nun die Finanzverwaltung angeordnet, daß auch die von Staatsbehörden mit Gewerbtreibenden abgeschlossenen Verträge dieser Art auch über die Lieferung von Burraugegenständen oder Baumaterialien einem Stempel von höchstens 1,50 Mk. zu unterwerfen sind, welcher wegen der Stempelfreiheit des Fiskus nur in der darstellbaren Hälfte von 1 Mk. zu verwenden ist. Gleichzeitig hat der Finanzminister angeordnet, daß die Behörden in den etwa gegen sie schwebenden Prozessen die Kläger sobald als thunlich klaglos stellen und eventuell eingelegte Rechtsmittel zurückziehen sollen.

— Ein römischer Korrespondent der „Kreuzzeitung" bezeichnet als den hauptsächlichsten Inspirator der jüngsten päpstlichen Note, über die sogar im heiligen Kollegium mißbilligende Stimmen laut geworden seien, den Kardinal Ledochowski, welcher sich mehr als je für die deutschen Angelegenheiten

Feuilleton.

Kalifornischer Miethzwang.

Am Magualome, in den sogenannten südlichen Minen Kaliforniens, dessen Schluchten den Goldsuchern gar reiche Ausbeute geliefert, trieb sich, wie Gerstäcker erzählt, auch in einem kleinen Minenstädtchen ein Irländer, Peter Mc. Carty, eine Zeitlang herum, der in ein paar reiche Stollen förmlich hineingefallen war (in eine in der wahren Bedeutung des Wortes) und das Gold, sobald er es nur erst einmal ausgewaschen und trocken im Beutel hatte, ungesäumt theils wieder in Whisky und Brandy auflöste, oder auch in die amerikanischen und spanischen Spielzelte trug, sich von den schurkischen Spielern um sein leicht verdientes Metall wieder betrügen zu lassen. War er dann fertig, so trieb er sich eine Zeitlang, seinen Freunden zur Last und den Trinkstätten zum Aerger, die ihm jetzt borgen mußten, zwischen den Hütten und Zelten herum, wählte sich eines zur Schlafstätte und suchte sich durch ein kleines Spiel mit ein paar geborgten Dollaren wieder aufzuhelfen, bis er fand, daß ihm endlich Niemand mehr etwas borgen wollte, und er richtig gezwungen wurde, Spaten und Spitzhacke wieder in die Hand zu nehmen.

Peter Mc. Carty war das wahre Musterbild eines richtigen Irländers, das fünf Fuß zehn Zoll in seinen Schuhen stand, mit fuchsrothem lockigem Haar und lichter Haut das Gesicht leicht aber nicht gerade unangenehm mit Blatternarben gezeichnet, die breiten, kräftigen Hände dicht, bis auf den halben Arm hinauf, und ebenso den oberen Theil des sonnverbrannten Nackens mit großen, hellgelben Sommersprossen bedeckt. Die lichtblauen Augen schauten dabei, wenn er nicht gerade zu viel des unvermeidlichen Whisky eingeladen, keck und fröhlich in die Welt hinein, und sein guter fröhlicher Muth mit dem den Söhnen der „grünen Insel" so eigenen drolligen Humor, hätte ihn auch wohl schwere Schläge des Schicksals sorglos ertragen lassen, wie viel mehr denn jetzt ein Leben, wie er es in seinen kühnsten Träumen kaum als möglich gedacht. Mit dem Motto „wenig zu thun und viel Whisky" schlenderte er durch das Leben, das für ihn nur ein Rosenteppich, die Dornen alle nach unten gekehrt, war, und es wurde zuletzt zum Sprüchwort, daß es am ganzen Magualome keinen liederlicheren, aber auch fideleren Burschen gäbe, als Peter Mc. Carty.

Peter befand sich übrigens diesmal wieder auf einer „Zwischenstation" wie er's selber nannte, oder in „slack water", wie ein paar dort mitarbeitende Matrosen solcher Periode nicht unpassend den Namen gegeben, d. h. er hatte seinen Claim, oder den Platz, den er in Beschlag genommen, vollständig ausgearbeitet, und das daraus gewonnene Gold schon seit vierzehn Tagen so durchaus verzehrt, daß ihm die trader oder die Handelsleute in Magualomehill schon nicht mehr gern borgen wollten und selbst der Wirth des einen Zeltes, in dem er seinen Wohnsitz aufgeschlagen — und wo er auch in der That den größten Theil seines ausgewaschenen Goldes verzehrt — es endlich satt bekam, den fast nie nüchternen und dann auch manchmal streitsüchtigen Gesellen bei sich zu beherbigen.

Sein Wirth war ein Franzose und hatte den fidelen Burschen eigentlich gern, auch aus ihm schon herausgeschraubt, was nur herauszubekommen war und dafür vielleicht mehr Geduld mit ihm später gehabt, als mancher Andere in Kalifornien, dem Land des Augenblicks, gehabt haben würde. Endlich aber bekam er die Sache doch satt, kündete dem fast stets trunkenen Iren die Wohnung ernstlich und legte ihm, als dieser trotzdem erklärte, bei ihm bleiben und ihm seine Kundschaft zuwenden zu wollen, als er einmal ausgegangen war, seine wollene Decke und sein Handwerkszeug vor das Zelt auf einen Haufen und verbot ihm, als er zurückkehrte und seine Utensilien aufgreifen wollte, den alten Schlafplatz wieder aufzusuchen, mit so drohender und ernster Miene den Eintritt, daß Peter wohl einsah, mit Gewalt sei hier Nichts auszurichten. Der Franzose hätte nämlich das Recht gehabt, Jeden niederzuschießen, der ihm gewaltsam und nach vorheriger Warnung, noch dazu bei Nacht und Nebel in sein Zelt dringen wollte und dem mochte sich Mr. Mc. Carty, wie er sich gewöhnlich selber gern nannte, nicht aussetzen.

Glücklicherweise war er auch an dem Abend, ein wirklich außergewöhnlicher Fall, noch ziemlich nüchtern, wer weiß, ob er sich sonst dem Befehl des vollkommen in seinem Rechte sich befindenden Franzosen gefügt hätte, so aber blieb er ein paar Minuten in tiefen Gedanken, seine Decke unter dem linken Arm und Spaten und Spitzhacke in der Rechten, vor dem Zelte stehen, drehte sich dann auf dem rechten schiefgetreteren Absatz — der schiefe rechte Absatz ist das sichere Zeichen eines Miners — herum, ging ein paar Schritt und blieb wieder halten.

„Hallo, Monsjehr," rief er jetzt sich halb zu dem noch in dem Eingang des Zeltes stehenden Franzosen herumdrehend, „bekomm' ich noch ein Glas Brandy? — hol' Euch der Teufel, Ihr werdet doch einen Christenmenschen nicht ohne einen Schluck vom echten Stoff in Nacht und Nebel hinausjagen?"

„Ein ganzes Glas voll, Peter," rief dieser erfreut, so billig abgekommen zu sein, „ein ganzes Glas, bis zum Rand voll und der nicht mit auf die Rechnung soll, denn borgen thue ich dir keines Centes werth mehr, bis du wieder arbeitest, Kamerad."

„Wollen jetzt nicht von Arbeit reden, Kamerad," lachte Mr. Carty, „rückt lieber mit dem Stoff heraus; heut Abend ist's doch zu spät, noch in den Gulch zu gehen, man könnte die Klumpen nicht mehr finden."

Der Franzose traute dem Burschen aber noch immer nicht, blieb deshalb auch in seinem Zelteingang stehen und ließ sich dann von einem andern ein Glas Brandy einschenken, das der Ire übrigens auf einen Zug, seine Zufriedenheit mit einem Schnalzen der Lippen kund gebend, leerte, und sich dann zum Gehen wandte.

„Nun gute Nacht Peter", rief ihm Bossin, der Franzose, nach, der wenigstens in Frieden und Freundschaft von dem Burschen scheiden wollte, „halt Dich tapfer und gieb das lüderliche Leben auf und wir können noch manches Glas mitsammen trinken."

„Gute Nacht?" sagte Peter, der seine Decke und Handwerkszeug etwa zehn Schritte vor dem Zelteingang niederwarf, den Hut daneben auf den Boden legte und Anstalt machte, als ob er da die Nacht zubringen wollte, „gute Nacht, Johann? heh? ei wir können noch eine ganze Weile miteinander plaudern, denn ich bin schon wieder eingezogen, und sehe nicht ein, weshalb wir nicht gute Nachbarschaft halten sollten."

„Eingezogen Peter?" rief der Franzose, durch die fast unmittelbare Nähe seines bisherigen Zeltgenossen keineswegs angenehm überrascht „Du willst doch nicht hier draußen mitten auf dem kuhlen Boden und unter freiem Himmel liegen bleiben?

„Nun und warum nicht? habt Ihr nicht selber meiner Mutter Sohn den Stuhl vor die Thür gesetzt? — überdies ist Mondschein und kein Wölkchen am Himmel."

„Aber so nah hier am Zelt, Peter? Du mußt doch Raum lassen, daß die Leute hinaus und herein können — das geht ja gar nicht, die Straße muß frei bleiben."

(Schluß folgt.)

interessire. Bekanntlich wird seitens des Zentrums die streitstiftende Thätigkeit des Kardinals Ledochowski im Vatikan stets mit größter Bestimmtheit in Abrede gestellt und die Unterlassung der Rückberufung auch dieses Mannes auf seinen früheren Bischofssitz der Regierung zum schweren Vorwurf gemacht. Die Note beweist jedenfalls, daß die Ledochowski'sche Richtung im Kollegium der Kardinäle um den Papst die ausschlaggebende ist.

— Nach den hier eingegangenen Nachrichten wird das Befinden des Kaisers als ganz vortrefflich geschildert. Der Kurgebrauch in Bad Ems soll auf das Allgemeinbefinden desselben außerordentlich gut eingewirkt haben und auch in Koblenz hat das überaus frische und rüstige Aussehen des Monarchen überall große Freude bereitet.

— Der Kaiser hat an seinen Enkel, den jungen Prinzen Ludwig Wilhelm von Baden, zu seinem Eintritt in die militärische Laufbahn folgenden Brief gerichtet:

Ich ernenne Eure Großherzogliche Hoheit hierdurch — indem Ich dem Wunsche Ihres Herrn Vaters entspreche — zum Sekonde-Lieutenant im 1. Badischen Leib-Grenadier-Regiment Nr. 109 und freue Mich von ganzem Herzen, daß es mir vergönnt ist, auch noch den jüngsten Meiner Enkelsöhne in die Armee einführen und ihm warm an's Herz legen zu können, welche ernsten Pflichten ihm das Ehrenkleid des Soldaten auferlegt und wie er mit allen seinen Kräften dahin streben muß, nicht allein diese jederzeit voll und ganz zu erfüllen, sondern auch Anderen ein würdiges Vorbild zu werden. Ich hoffe und erwarte, daß Euere Großherzogliche Hoheit diese Mahnung Ihres Sie herzlich liebenden Großvaters in Ihrem hoffentlich langen und dem Vaterlande recht nützlichen Leben jederzeit in Erinnerung haben werden und wünsche Ihnen den hohen Ernst Ihres Diensteintritts auch noch dadurch vor Augen zu stellen und Meine lebhafte Theilnahme an dem heutigen Tage zu bethätigen, daß Ich Eurer Großherzoglichen Hoheit hierdurch Meinen hohen Orden vom Schwarzen Adler verleihe, dessen Insignien anbei erfolgen.

(gez.) Wilhelm.

— Die Besserung im Befinden des Grafen Chambord hat sich als eine wenig nachhaltige erwiesen. Graf Chambord hat zwar den gestrigen Tag etwas ruhiger verbracht als die vorhergehende Nacht, auch im Laufe des Tages etwas geschlafen, der besorgnißerregende Schwächezustand dauert aber fort. In den legitimistischen Kreisen der französischen Hauptstadt sieht man dem baldigen Eintritte der Katastrophe entgegen. Man telegraphirt aus Paris, 10. Juli:

Die heutigen Nachrichten aus Frohsdorf lassen das Befinden des Grafen Chambord in Folge gänzlicher Entkräftung sehr bedenklich erscheinen und dessen baldigen Tod voraussehen. Nach den vorgestrigen guten Nachrichten ist die heutige Niedergeschlagenheit der Legitimisten sehr groß.

— Wie der „Times" aus Berlin telegraphirt wird, beabsichtigt die japanische Regierung einige preußische Verwaltungsbeamte zu gewinnen behufs Einführung unseres Verwaltungssystems in Japan. Man hat das Gerücht verbreitet, die Regierung von Tokio gehe mit dem Plan um, die konstitutionelle Regierungsform nach deutschem Muster einzuführen. Demgegenüber bemerkte der Gewährsmann des „Times"-Korrespondenten, vermuthlich der hiesige japanische Gesandte, daß die Japaner kein Verlangen nach dem deutschen parlamentarischen System trügen, wohl aber „das vollkommene und bewundernswerthe Verwaltungssystem dieses Landes" bei sich eingeführt zu sehen wünschten „welches ohne Zweifel weit mehr zu den Siegen Deutschlands beigetragen habe, als der berühmte deutsche Schulmeister".

— Dem „Standard" wird aus Paris vom 10. d. M. gemeldet:

Zwischen Lesseps und der englischen Regierung sei ein Abkommen getroffen worden, nach welchem letztere ihren Einfluß bei der egyptischen Regierung benutzen wird, um die Konzession für einen neuen Suezkanal zu erlangen und das hierzu erforderliche Kapital zu beschaffen. Die Kanalgesellschaft willigt in die Ernennung eines englischen Seeoffiziers zum Generalinspektor der Kanalschifffahrt

— Während die Cholera in Damiette ersichtlich im Abnehmen ist, mehren sich in Mansurah die Cholerafälle in rapider Weise. Aus London telegraphirt man:

Die Berichte aus Mansurah lauten herzzerreißend. Absolut Niemand darf die Stadt verlassen. Die Bevölkerung stirbt. Lebensmittel werden nicht zugelassen. Die Bevölkerung scheut mehr den Hunger als die Cholera. Kein Geld zu Nahrungsmitteln, Medizin oder Desinfektionsmitteln. Der daselbst angestellte Mudir resignirte, indem er voller Verzweiflung erklärte, er könne nicht länger gegen die Regierung kämpfen. Die egyptische Regierung scheint absolut kopflos geworden zu sein. Die hiesigen Journale sind mit Dilke's Erklärung bezüglich der Nutzlosigkeit der Quarantäne und der bloßen strengsten Gesundheits-Untersuchung jedes hier ankommenden Schiffes einverstanden.

Aus Alexandrien, 11. Juli, meldet „Reuter's Telegraphenbureau":

Innerhalb 24 Stunden bis gestern Abend 9 Uhr sind in Damiette 52, in Mansurah 102, in Samanud 16, in Schirbin eine und in Tanta 2 Personen an der Cholera gestorben.

— Die spanischen Karlisten stehen gegenwärtig mit dem heiligen Vater in Rom auf sehr gespanntem Fuße. Die Anhänger des Don Carlos, des präsumtiven Erben des Grafen Chambord, wollen die spanischen Bischöfe nöthigen, sich an ihren politischen Parteidemonstrationen zu betheiligen. Der „Statthalter" des Don Carlos, Marquis Nocedal, hat gegen die sich dieser Zumuthung weigernden Prälaten in seinem Journal „Siglo Futuro" einen förmlichen Feldzug eröffnet. Der Papst richtete in Folge dieser Vorgänge eine Allokution an die Katholiken Spaniens, um die Leidenschaften zu beschwichtigen und rief den Nuntius Bianchi, der sich mit Nocedal eingelassen, von Madrid ab. Der Führer der Karlisten ließ sich durch die Abmachung und Mißbilligung des heiligen Vaters und die Zurückhaltung der Bischöfe in seiner Zeitungsfehde nicht irre machen, er fuhr fort, die Gläubigen gegen ihre Hirten aufzustacheln. Jetzt hat der päpstliche Nuntius sich mit einem Rundschreiben an die Bischöfe gewandt, in dem er mit allem Nachdruck davor warnt, Religion und Politik zu vermischen.

Der Nuntius beklagt zuvörderst den Ungehorsam gegen den heiligen Vater, dessen ganz bestimmte Vorschriften man mit falschen Auslegungen zu umgehen suche. Das päpstliche Schreiben verdamme keine einzige berechtigte politische Ansicht und lege keinerlei politischen Bestrebungen ein Hinderniß in den Weg; es bezwecke nur die Einigkeit der Geister in religiösen Dingen und weise Jedem seinen wirklichen Platz an, damit Niemand unter dem Vorwande katholischer Interessen die Kirche und die Gesellschaft in Aufruhr bringe. Der heilige Stuhl nehme in politischen Dingen keine Partei, und das Rundschreiben schaffe weder Sieger noch Besiegte. Die Bischöfe sollten durch ihr Beispiel selbst der niederen Geistlichkeit zeigen, wie es genüge, Gott zu geben, was Gottes ist, damit auch Cäsar bekomme, was Cäsar gebührt; man habe der bestehenden Obrigkeit einfach in allen Dingen zu gehorchen, die nicht gegen das Gewissen sind. Bischöfe und niedere Geistlichkeit wollten sich auf eine höhere Warte stellen, als auf die Zinnen der Partei und sich das Vertrauen und die Achtung bei allen politischen Strömungen zu erhalten suchen, vor allem aber dem brennenden Streite der Parteien gegenüber vorsichtige Zurückhaltung beobachten und nur die Sprache der Wissenschaft und Gottseligkeit reden. Die katholischen Vereine sollen dem Einflusse der Parteiführer gänzlich entzogen und unter die Leitung der Bischöfe gestellt werden; vor allem soll auch der leiseste Verdacht gemieden werden, als ob diese Vereine Mittel für politische Zwecke seien. Außer den Bischöfen soll nur noch Männern von bewährter Vergangenheit und parteiloser Gesinnung Einfluß auf jene Vereine eingeräumt werden. Die katholische Presse soll unter nähere Aufsicht genommen und ausgesprochene Unbotmäßigkeit derselben, den Umständen gemäß, mittels schärferer Maßregeln gezügelt werden.

Es ist wenig wahrscheinlich, daß der „Statthalter" Nocedal und sein Anhang sich durch dieses Schreiben des Nuntius bewegen lassen sollten, von ihrer Agitation abzustehen, nachdem sie die Worte des heiligen Vaters selbst mit Hohn und Geringschätzung aufgenommen haben.

Ausland.

Paris, 9. Juli. Das Postdampfschiff „Orus" ist gestern Morgen 5 Uhr mit der chinesischen Post vor Marseille eingetroffen. Es wurde nach den Inseln von Frioul gesandt, um dort sein Quarantäne abzuhalten. In Frioul befinden sich 11 Dampfer (5 englische und 6 französische) und 3 Segelschiffe (1 Franzose und 2 Griechen). Die Zahl der Passagiere, die gegenwärtig im Lazareth von Frioul sind, beträgt ungefähr 600. Die Regierungsdepeschen, welche der Orus mitbrachte, wurden, nachdem man sie durchräuchert, sofort nach Paris gesandt. Sie melden, daß General Bouet, welcher bekanntlich den Oberbefehl in Tonkin führt, beim Abgang des Postschiffes 2100 Mann unter seinem Befehl hatte und sicher zu sein glaubte, bis zur Ankunft der Verstärkungen jeden Angriff zurückweisen zu können. Mit dem Orus ist der Major Rheinart bisher französischer Gesandter in Hué, nach Europa zurückgekommen. Er verließ Hué, weil die Einwohner ihn und seine Leute niederzumetzeln drohten. Vor seiner Abreise versiegelte er seine Wohnung und machte den anamitischen Minister des Aeußern für die Bewahrung der Siegel verantwortlich. Aus den Regierungsdepeschen soll hervorgehen, daß die Berichte, welche man bis jetzt über den Kampf von Hanoi erhalten, falsch waren. Dieselben melden in der Hauptsache wie folgt: „Wir wurden nicht überfallen, alle Befehle des Kommandanten Rivière und des Oberstlieutenants Berthe de Villers wurden genau ausgeführt. Da der Vortrupp von stärkern Streitkräften angegriffen wurde, die sich in den auf beiden Seiten des Weges von San-Tay gelegenen Wäldern versteckt hielten, so zog er sich auf das Hauptkorps zurück. Man wollte alsdann die Gebirgskanonen der Kolonne (sie haben ein Kaliber von $6\frac{1}{2}$ cm und wurden von den Matrosen der Victorieuse gezogen) aufstellen, aber der Weg war schlecht und die Arbeit höchst mühselig. Der größte Theil der Offiziere und viele Leute fielen; die vom Feinde arg bedrohten Kanonen konnten nur mit größter Anstrengung zurückgebracht werden. Während unsere Leute noch damit beschäftigt waren, gelang es den sehr zahlreichen Truppen von der „schwarzen Flagge", die Verwandeten hinwegzuschleppen. An einen Vorstoß war nach unsern Verlusten nicht zu denken, zumal alle Staabsoffiziere kampfunfähig geworden waren. Man trat in guter Ordnung den Rückweg an und tödtete dem Feinde, der vorzudringen suchte, viele Leute." Morgen wird man wohl noch weiteres über die Sache erfahren, da alsdann die Anfrage über Tonkin zur Berathung in der Kammer kommt.

Paris, 11. Juli. Die Sanitätsbehörde hatte die Aufhebung der Quarantäne gegen die Schiffe, welche von Malta kommen, beschlossen, in Folge der seitens England getroffenen Maßnahmen. Auf direkte Anordnung der hiesigen Regierung jedoch wird die Quarantäne auch gegen Malta aufrecht erhalten, wahrscheinlich, weil die Art der Durchführung der englischen Vorsichtsmaßregeln hier keine genügende Sicherheit gegen die Verschleppung der Cholera zu bieten scheint. Nach allen Nachrichten werden die in sämmtlichen französischen Häfen angeordneten Quarantänevorschriften mit größter Genauigkeit und Schärfe gehandhabt.

Provinzielles.

Stettin, 12. Juli. Gestern Nachmittag stürzte der Schornsteinfegergeselle Hermann Böttcher vom Hause Mönchenstraße 8 nach dem Hofe des Grundstücks Nr. 9 herunter, wodurch demselben der Schädel zerschmettert wurde und der Tod sofort eintrat. Das Unglück ereignete sich dadurch, daß der Geselle, bei der Arbeit beschäftigt, die Klinke auf den Rand des Schornsteins warf, um sich auf denselben emporzuziehen. Es brach hierbei jedoch das Stück Mauerwerk des Schornsteins ab und der unglückliche Sturz erfolgte. Mehrere Kinder, welche auf dem Hofe spielten, schwebten in Lebensgefahr, da der Verunglückte sowie die herunterstürzenden Mauersteine dicht gegen sie niederfielen, doch blieben sie glücklicherweise unbetroffen.

— Zu den auf der Hamburger internationalen Landwirthschafts- und Thier-Ausstellung prämiirten Industriellen gehört auch die hiesige Firma Louis Lindenberg, Fabrik von Dachdeck-Materialien und Asphalt rc. Für die neuerdings von der genannten Fabrik eingeführten Verbesserungen in der Dachdeckungsbranche wurde derselben schon im vorigen Monat auf der Gewerbe-Ausstellung in Köslin der erste Preis — die silberne Medaille — zu Theil, und die gleiche Auszeichnung ist ihr, besonders mit Rücksicht auf die sehr eingehend geprüfte Methode der doppellagigen Pappbedachung, sowie der Isolation durch Asphalt-Filz-Isolirplatten seitens der Hamburger Jury zugebilligt (nebenbei bemerkt, die einzige silberne Medaille, welche für solche Leistungen überhaupt ausgegeben worden ist).

Kunst und Literatur.

Theater für heute. Elysiumtheater: „Der Bettelstudent." Große Operette in 3 Akten. Bellevue: „Die Afrikareise." Große Ausstattungs-Operette in 3 Akten.

Vermischtes.

Leipzig, 9. Juli. Am heutigen Abend hat sich in Lindenau ein schreckliches Unglück ereignet. Das gegen 7 Uhr mit enormer Kraft und größter Schnelligkeit hereinbrechende Unwetter traf mit vernichtender Gewalt, wie sie einer Windhose eigen ist, den im Bau bald seiner Vollendung entgegengehenden Thurm der neuen Kirche und binnen zwei Minuten waren der Thurmhelm und das 35 Meter hohe Baugerüst aus ihren festen Lagen gerissen und in die Tiefe geschmettert, im Fallen noch durch den Wirbelwind bunt durch einander gewürfelt und beim Aufschlagen auf den östlich von der Kirche gelegenen freien Raum ein grauenvolles Chaos hervorbringend. Die von der höchsten Spitze herabfallenden Stücke beschädigten ein gegenüber gelegenes massives Haus nicht unbeträchtlich, indem das Dach durchschlagen wurde. Leider hat die Katastrophe mehrere Menschenleben gefordert. In der Höhe des Thurmes arbeiteten 14 Mann, 12 Zimmerleute und 2 Handlanger, inbegriffen den Werkführer. Von diesen 14 Arbeitern konnten sich auf den Zuruf des Werkführers, der beim Herannahen des Unwetters seinen Leuten zurief, sie möchten schleunigst ihren Arbeitsplatz verlassen, nur 9 retten. Fünf Zimmerleute, darunter der Werkführer, wurden inmitten der Balken, Brettern und Leitern mit herabgeschleudert und vier davon fanden sofort ihren Tod; der fünfte ist mit einer leichten Verletzung davon gekommen.

— (Meininger Gewissenhaftigkeit eines Schauspielers.) Ein Schauspieler, der als Schweizer in den „Räubern" den Kragen seines Wammses mit schönen Franzen verziert hatte, gab auf die verwunderte Frage des Direktors, wie er zu dieser Ausschmückung komme, den Bescheid: „Es steht in dem Buche: „er hat Franzen am Kragen."

— (Russische Rache.) Der junge Graf Demidoff, Erbe eines ungeheuern Vermögens, war von seinen Reisen durch Europa nach Petersburg zurückgekehrt und war bemüht, in auffallender Weise die Manieren des Parisers im persönlichen Benehmen, wie den französischen Ton in seiner ganzen Lebensweise zur Schau zu tragen. Daß dabei manche Lächerlichkeit zum Vorschein kam, die namentlich den Hofleuten Stoff zu Witzeleien gab, versteht sich von selbst. Auch in den höchsten Kreisen der Gesellschaft wurde dieses antinationale Wesen des reichsten Russen zu sehr auf die kritische Waagschale gelegt und die Frankomanie Demidoff's mannigfach und eben nicht sehr freundlich besprochen. Der Onkel des jungen Grafen, ein echter Bartrusse, den das französische Wesen des Neffen in hohem Grade ärgerte, beschloß, diesen empfindlich zu strafen. Er brachte es durch seine Verbindungen dahin, daß der Intendant der Hofbühne den beliebten Schauspieler Sugulnoff beauftragte, in der nächsten Aufführung der „beiden Klingsberge" als junger Klingsberg-Demidoff zu erscheinen. Sugulnoff's Nachahmungstalent war bekannt, so wie auch von der angelegten Intrigue schon früher der Hof und die höhere Gesellschaft verständigt wurde, und das Theater war bei der Aufführung der beiden Klingsberge überfüllt. Sugulnoff erschien in Maske, Haltung, Ton, ganz Demidoff, französische Floskeln mit russischen zusammenmengend, und in jeder Nuance den französirten Russen zur Anschauung bringend. Das Haus erdröhnte von Beifallssturm, man kam aus dem Lachen gar nicht heraus und fand, daß der junge Demidoff ganz fein und doch empfindlich genug für seine Manie, Franzose sein zu wollen, bestraft sei. Am Morgen nach der Vorstellung erhielt Sugulnoff einen Brief nebst einem kleinen eleganten Etui. Der Brief lautete: „Mein lieber Sugulnoff! Sie haben gestern den Schreiber dieser Zeilen ganz vortrefflich auf den Brettern imitirt. Ich glaubte mich wirklich in Ihrer Leistung wie im Spiegel zu sehen, nur Eines hat Ihrer Kunstleistung gefehlt. Ich habe nämlich bemerkt, daß die Steine an Ihren Chemisette-Knöpfen unecht waren. Ein Demidoff trägt nie etwas Unechtes zur Schau. Ich nehme mir daher die Freiheit, Ihnen echte Chemisette-Knöpfe zu schicken, damit, wenn Sie wieder den Grafen Demidoff auf die Bühne bringen, dieser in ganz echter Fassung erscheine. Mit Hochachtung Ihr J. Demidoff." In dem Etui lagen drei kostbare Chemisettknöpfe im Werthe von 30,000 Rubeln.

— Eine tragikomische Theaterszene wird einem französischen Journal aus Algier berichtet. Eine italienische Künstlertruppe spielte in Algier „Hernani" und hatte glücklich den ersten Akt beendet. Eine halbe Stunde war bereits seit dem Sinken des Vorhanges verstrichen und da man keine Miene machte die Vorstellung fortzusetzen, so begann das Publikum durch Pfeifen, Schreien und Stampfen seine Unzufriedenheit zu bekunden. Endlich hob sich der Vorhang, einer der italienischen Sänger trat zaghaft bis an die Rampe vor und hielt im Idiom seiner Heimath an das Publikum eine Ansprache, welche ein Herr im Parquet ins Französische verdolmetschte: „Da der Eigenthümer des Theaters die ganze Einnahme absorbirt" — wehklagte der Jünger Apolls — so haben die Mitglieder unserer Gesellschaft seit heute Morgen nichts genossen und fühlen sich deshalb zu schwach, um die Vorstellung fortzusetzen. Auch weigert sich der Besitzer den Künstlern, wie er es erst versprochen, am Ende des zweiten Aktes eine Anzahlung von ihren Gagen zu machen. Nur unsere Primadonna hat heute dejeuniren können und mußte sich mit einem Stück Brod und einer Zwiebel begnügen . . ." Das entrüstete Publikum nahm sofort für die armen Künstler Partei und rief, „man solle die Kanaille von Direktor hängen . . ." Es hätte besser gethan, Carlos V., König von Spanien, Don Ruy Gomez de Silva, die schöne Elvira und Hernani, die Banditen zu einem Löffelchen warmer Suppe einzuladen.

— Ueber die Bereitung des Pfeilgiftes durch die Moqui-Indianer in Arizona hat ein Forschungsreisender folgende Beobachtungen gemacht: Die Moquis martern giftige Schlangen, namentlich Klapperschlangen, so lange, bis diese sich gegenseitig beißen und die Priester des Schlangenordens tauchen dann die Pfeilspitzen einfach in das Blut der Wunden. Die Verwundung mit einer solchen Spitze führt den Tod in 3 bis 4 Tagen, viel schneller aber dann herbei, wenn das verwundete Individuum längere Zeit gefastet hat, was bei den Moquis sehr oft vorkommt. — Die Apachen in Arizona und die Tatons in Dakota befestigen eine Klapperschlange mittelst eines gabelförmigen Zweiges am Boden, halten derselben ein Stück Leber vor und vergraben diese, wenn die Schlange mehrmals hineingebissen hat Hier verbleibt die Leber, bis sie durch Fäulniß einen jauchenartigen Zustand angenommen hat und in diese Masse werden alsdann die Pfeilspitzen eingetaucht. Die Sirls im westlichen Sonora fügen der Leber noch gestampfte Skorpione und Tausendfüßler bei. — Die Pah-Utes und die Soshones brechen den Klapperschlangen die Giftzähne mit den Giftbläschen aus, bringen solche in Einschnitten unter, die sie in das Herz eines kleinen Säugethieres gemacht haben, lassen dieses trocknen, zerstampfen es in einem Mörser und bestreichen mit der angefeuchteten Masse die Pfeilspitzen. Der Tod tritt bei allen Verwundungen mit solchen vergifteten Pfeilen durch Blutvergiftung ein.

Telegraphische Depeschen.

Darmstadt, 11. Juli. Die erste Kammer genehmigte die 3proz. Zinsgarantie für die Kettenschifffahrt auf dem Main von Mainz bis Aschaffenburg und bewilligte weitere 124,000 Mark als Staatshülfe für die durch die Hochfluth im letzten Winter Beschädigten.

Petersburg, 11. Juli. Der „Regierungs-Anzeiger" veröffentlicht die gestern gemeldeten Ordensauszeichnungen. Danach erhielten der Direktor der Internationalen Bank Laski, sowie Ed. Meyer und G. Rafalowitsch den Wladimi Orden 3. Klasse. Der Direktor der Internationalen Bank Goldstand und der Direktor der Russischen Bank Halpert den Stanislausorden 2. Klasse. Dem Direktor der Diskontobank Sack und dem Baron Günzburg wurde die Staatsrathswürde verliehen.

Petersburg, 11. Juli. Das „Journal de St. Petersbourg" dementirt die Mittheilung der „Nowosti", daß die Einführung der russischen Militärordnung für die bucharische Armee sowie ein Wechsel der orientalischen Kleidung der bucharischen Kavallerie gegen russische Uniformen bevorstehe.

London, 11. Juli. Unterhaus. Chaplin beantragt die Einfuhr von lebendem Vieh aus solchen Ländern zu verbieten, deren Gesetze nicht hinreichende Sicherheit gegen die Einschleppung von Viehseuchen gewähren. Arnold bekämpfte diesen Antrag durch den Unterantrag, zu erklären, daß unter den gegenwärtigen Umständen eine sorgsame Durchführung der bestehenden Gesetze nothwendig sei aber keine neuen Gesetze Mundella spricht im Namen der Regierung gegen den Antrag Chaplin's. Arnold zieht seinen Unterantrag zurück. Barclay beantragt die Ernennung eines Untersuchungsausschusses. Dieser Antrag wurde mit 200 gegen 192 Stimmen abgelehnt und Chaplin's Antrag angenommen.